

risierungs-, Individualisierungs- und Synkretismus-Tendenzen der Gegenwart zu geben scheint: Die Kirche ist berufen, gesundzuschumpfen, sie kann auf die Abständigen die Unzuverlässigen, die Überforderten gerne verzichten; wenn sie sich zu scharfen Schnitten entschließt, wird ihr Profil nur um so klarer sein; dann gilt ihr die Verheißung des Herrn. Doch ist mit einer solchen Applikation der Sinn des Jesus-Logions in sein Gegenteil verkehrt. Tatsächlich greift Lk 12,32 die urchristliche Erfahrung auf, Minorität zu sein: die Erfahrung der Schwäche, des geringen Erfolgs, der Verängstigung und Verunsicherung. Doch liegt die Pointe des Wortes gerade darin, den Verdacht zu zerstreuen, weil die Jüngergemeinde klein und unscheinbar ist, wenig Anklang findet und keine große Ausstrahlungskraft besitzt, sei sie am Ende gar von Gott verlassen. Vielmehr gilt ihr die Zusage der Nähe Gottes auch dann, wenn sie nur eine „kleine Herde“ ist.

Geht es Jesu Wort aber darum, kann es nicht zum Rückzug auf den kleinen Kreis der Vertrauten, es muß zum Aufbruch in die Welt führen. Wie dies trotz ungeheurer Schwierigkeiten kraft des Geistes in der Anfangszeit dennoch möglich geworden – das ist ja gerade das Thema des lukanischen Doppelwerks. Lukas plädiert für ein weltoffenes Christentum, das seine Identität nicht gegen seine Relevanz ausspielen läßt. Das setzt das stete Kümmern um die „Schwachen“ im Glauben

(vgl. 1 Kor 8–10; Röm 14f) voraus. Die Alternative zum schiefen Verständnis von der „kleinen Herde“ macht die Bergpredigt sichtbar. Die Jünger sollen „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ sein (Mt 5, 13–16). Auch diese Bilder greifen die bedrückende Erfahrung Jesu und der Kirche auf, sich wenigstens für den Moment nur schwer verständlich machen zu können. Aber sie setzen auf die Anziehungskraft, die vom Evangelium selbst ausgeht, wenn es von den Hörern des Wortes angenommen wird: Die anderen werden ihre „guten Taten“ sehen und deshalb „euren Vater in den Himmeln loben“ (5, 16).

Liest man die Bergpredigt, wie Matthäus es wohl gewollt hat, als Magna Charta der Kirche (vgl. U. Luz, Die Jesusgeschichte nach Matthäus, 1993), so werden die Identitätsmerkmale einer Jünger-Gemeinde sichtbar, die vielleicht nur klein ist, aber doch auf ihre Weise die Welt verändern wird. Es wäre eine Kirche, die aus der Verheißung lebt, daß Gott die Sehnsucht nach vollkommenem Frieden und endgültiger Gerechtigkeit nicht enttäuschen wird (5, 3–12); eine Kirche, die sich Zeit nimmt und Räume schafft für einen Gottesdienst, der statt vieler Worte eine ebenso einfache wie tiefe Gebetssprache findet (6, 1–14); und es wäre eine Kirche, die sich von Gottes universalem Heilshandeln leiten läßt und deshalb zur Überwindung von Haß und Gewalt fähig wird (5, 21–48).

Thomas Söding

Die Allgegenwart von Gewalt

Neuere Veröffentlichungen untersuchen deren Ursachen

Gewalt – das Wort dominiert derzeit wie kein anderes die Schlagzeilen. Dabei entstammen die täglichen Bilder von Haß und Zerstörung den unterschiedlichsten Kontexten: den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien oder dem Kaukasus, den Bürgerkriegen Afrikas, den Straßen amerikanischer Großstädte, aber auch deutscher Städte, in denen die Welle der Gewalt gegen Fremde, Obdachlose oder andere Randgruppen nicht abebben will. Im Folgenden werden einige jüngere Veröffentlichungen vorgestellt, die die Ursachen und Wurzeln dieser „allgegenwärtigen“ Gewalt zu ergründen suchen.

Nicht die schon eifrig propagierte „neue Weltordnung“ prägt das Bild des zu Ende gehenden 20. Jahrhunderts. Es herrscht eine neue Weltunordnung, „die unter dem Signum des Bürgerkriegs steht“, und dieser Bürgerkrieg ist total. In sprachlicher Brillanz und Präzision hat Hans Magnus Enzensberger in seinen im Sommer 1993 erschienenen Essay „Aussichten auf den Bürgerkrieg“ (Verlag Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993) die Brennpunkte der Gewalt in allen Teilen der Welt analysiert. Die Provokation dieses Textes liegt in der Behauptung einer Analogie: der Analogie zwischen den sogenannten „Bürgerkriegen“ im Gebiet der ehemaligen Sowjetunion, in Afrika, in Amerika und Europa und der Gewalt der Straße in den Metropolen dieser Welt ebenso wie in deutschen Städten, in Los Angeles wie in Solingen oder Mölln. Die Skinheads, die Asylantenheime an-

zünden, bilden für Enzensberger die „Vorhut des Bürgerkrieges“, ihr Barbarentum ist der „molekulare Bürgerkrieg“.

Der autistische Charakter der Täter

Wo aber liegt – und dies ist das auf den ersten Blick so Sperlige an Enzensbergers These – die Vergleichbarkeit, der gemeinsame Nenner der „Bürgerkriege“, der Gewalt in Nordirland und Liberia, dem Kaukasus und den peruanischen Anden, in Los Angeles und Rostock, der Zerstörungswut von Berliner Autonomen und den Dschungelkriegern in Kambodscha? Für ihn ist es *das Fehlen jeder ideologischen Perspektive* und die totale Hoffnungslosigkeit, die selbstzerstörerische Wut: „Was hier wie dort auffällt, ist zum einen

der autistische Charakter der Täter, und zum anderen ihre Unfähigkeit, zwischen Zerstörung und Selbstzerstörung zu unterscheiden. In den Bürgerkriegen der Gegenwart ist jede Legitimation verdampft. Die Gewalt hat sich von der ideologischen Begründung vollkommen freigemacht“ (20). Und dies ist zugleich das eigentlich Neue: Frühere Täter hätten gläubig, im Namen irgendwelcher Ideale getötet, seien in unverbrüchlicher Treue zu ihrer Weltanschauung gestorben.

Eine genauere politische Analyse muß sich an diesem provozierenden Vergleich stoßen, schon am Nebeneinander der einzelnen „Bürgerkriege“ in Bosnien, im Gazastreifen oder in Kambodscha und erst recht an dem von „Skinheads und Tschetniks“. Vor einer solchen Auseinandersetzung scheinen Enzensbergers „Aussichten auf den Bürgerkrieg“ jedoch eine ganz eigene Plausibilität zu besitzen, indem sie das Erleben der sinnlosen Destruktivität einer Umbruch- und Wendezeit, einer Zeit des Verlustes und der Suche nach neuen Orientierungen zur Sprache bringen und so illusionslos verlorene Illusionen beschreiben: Die Rückkehr eines von allen Seiten bestialisch geführten Krieges nach Europa, das Versagen der Regelungsmechanismen der internationalen Gemeinschaft gegenüber den Vernichtungskämpfen im Sudan und Angola, der scheinbar ohne Grenzen und Tabus zu Tage tretenden Gewalt auf Schulhöfen und dem blankem Haß gegen Fremde, Alte, Schwache und Wehrlose in hochzivilisierten Gesellschaften, nicht zuletzt in deutschen Städten.

Die Gefahr der schlichten Antworten

Der ob der alltäglichen Flut der Bilder von Gewalt und Zerstörung ratlose und verstörte Zeitgenosse begibt sich vielleicht hilfesuchend zur nächsten Buchhandlung. Dort werden einige Neuerscheinungen der beiden letzten Jahre sein Unbehagen und Ohnmachtsgefühl schon in ihrem Titel widerspiegeln: Mit „Allgegenwart von Gewalt“ ist ein Buch des Basler Professors für Klinische Psychologie *Udo Rauchfleisch* (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1992) betitelt. „Zur Epidemie der Gewalt“, bezieht, so verspricht der Untertitel, *Horst Eberhard Richter* in seinem Buch „Wer nicht leiden will muß hassen“ Stellung (eine Sammlung von zu verschiedenen Anlässen entstandenen Beiträgen, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1993). „Wege aus der Gewalt. Analyse von Beziehungen“ hat die Psychoanalytikerin *Thea Bauriedl* ihr Buch genannt (Verlag Herder/Spektrum Nr. 4129, Freiburg 1992). „Die tägliche Gewalt. Gegen den Ausverkauf der Menschenwürde“ ist ein Buch des evangelischen Sozialethikers und künftigen Bischofs der Berlin-Brandenburgischen Kirche, *Wolfgang Huber*, überschrieben (ebenfalls eine Sammlung von zu verschiedenen Anlässen entstandenen Beiträgen, Verlag Herder, Freiburg 1993).

Die Gefahr, daß die Zeiten des „Bürgerkrieges“, eine „Epochenschwelle der ethischen Orientierung“ (Huber, 150) zu allzu schlichten Antworten und einfachen Lösungen verführen könnten, bilden für den Theologen Huber wie für die

Psychologen Bauriedl, Rauchfleisch und Richter gleichermaßen den Anstoß zu ihren Veröffentlichungen. Für letztere besteht diese Versuchung etwa in der Stigmatisierung und Ausgrenzung der jungen Gewalttäter oder den völlig unrealistischen Erwartungen an die Verschärfung von Strafen bei gleichzeitiger Aufgabe der vom Grundgedanken der Versöhnung bestimmten Reintegrationsbemühungen. Besonders aber wenden sie sich gegen eine *Fixierung auf die einzelne Gewalttat*, die das mitverursachende familiäre, gesellschaftliche „Klima“, ein „frostiges Ellbogenklima“, das von zunehmender Desintegration und Entsolidarisierung gezeichnet (Richter) ist, aus dem Blick verliert.

Für Huber, der sich unter anderem der *friedensethischen Debatte* um Formen militärischer Gewalt nach dem Kalten Krieg widmet und dabei für einen „Verantwortungspazifismus“ plädiert, stellt sich eine ähnliche Versuchung für die *außenpolitische Kultur*: Bei vielen sei das Vertrauen darauf, daß militärische Gewalt politische Probleme lösen könne, in erstaunlichem Umfang angewachsen. Die Zweifel, ob solches Eingreifen etwa im ehemaligen Jugoslawien die Kette der Gewalt wirklich zerreißen oder nur verlängern würde, blieben dabei unbeantwortet. Von einer „Wiedergeburt des „Stärkekult-Denkens“ spricht in diesem Zusammenhang Richter.

Die allgegenwärtige Diskussion über die Zunahme der Gewalttätigkeit, das Ausmaß der Verrohung und der Brutalisierung gerade unter Jugendlichen stellt aber noch eine weitere Herausforderung sehr viel grundsätzlicherer Art dar, zwei Beispiele aus dem Brennpunkt *Jugendgewalt* können dies zeigen: Nach dem Urteil in dem Kindermordprozeß von Preston – ein zehn- und ein elfjähriger Schüler hatten, ohne daß bis zum letzten Verhandlungstag irgendein Motiv erkennbar geworden wäre, einen zweijährigen Jungen zu Tode gequält – sprach der Richter von einer „beispiellos bösen und barbarischen Tat“; der britische Erziehungsminister kommentierte, das Böse sei heraufgekrochen und haben von den beiden Jungen Besitz „ergriffen“. Kommentatoren hielten dagegen, das „Böse“ sei hier ein völlig unbrauchbarer Begriff; sie sahen in den Jungen „Problemkinder“, deren Tat als ein Symptom dafür, daß etwas faul sei in der britischen Gesellschaft.

Ein zweites Beispiel: In der Septemberausgabe des „Kursbuchs“, das sich der deutschen Jugend der Neunziger widmete, erklärte *Peter Schneider* zur allgemeinen Rat- und Tatenlosigkeit der Gesellschaft gegenüber dem Aggressionspotential heranwachsender Männer: „Die Neigung zur Verleugnung hat wohl speziell in Deutschland damit zu tun, daß die Deutschen nach dem Exzeß „des Bösen“ sich und die Welt vergessen machen wollten, daß es das Böse gibt und daß es jederzeit wieder unter dem dünnen Firnis der Zivilisation hervorbrechen kann.“

Schneiders Attacke gegen den von gutwillig-naiven Integrationsbemühen genährten Erklärungsdrang, mit der die verstörte Nation besonders auf die jugendliche Gewalt gegen Ausländer reagiere und dabei fatalerweise ganz die Opfer

dieser „Barbarei“ aus dem Blick zu verlieren scheine, mündet in dem harten Urteil: Bei der These, die menschliche Fähigkeit zur rohen Gewalt sei nachträglich, durch ungünstige gesellschaftliche Verhältnisse erworben und werde mit diesen Verhältnissen wieder verschwinden, handele es sich um reines Wunschdenken.

Berichte von „ethnischen Säuberungen“, Vergewaltigungslagern, der Auslieferung von Menschen an Hunger und Kälte, Krankheit und Tod hätten, dies befürchtet Huber, *pessimistische Vorstellungen vom Menschen* wieder wachgerufen. Das Menschenbild einiger Verhaltensforscher erlebe eine Renaissance: Der Mensch als das Tier, das die natürlichen Hemmungen verloren habe und immer wieder auf Gewalt zurückgreife, wenn sich Probleme auftürmten. „Eine solche Einschätzung löst die Ambivalenz menschlichen Verhaltens, statt sie auszuhalten, einfach nach der negativen Seite hin auf.“ (11)

Dabei bedeutet das „homo homini lupus“ eine besondere Provokation für das von Huber erhobene Postulat: Der um sich greifenden Gewalt könne nur entgegengetreten werden, wenn man sich die Verpflichtungskraft der allen Menschen gemeinsamen Würde (als auch in einer multireligiösen und multikulturellen Welt verbindlichen Minimalstandard menschlichen Verhaltens) neu bewußt mache. Mit gleicher Stoßrichtung fordert Richter: „Anstatt die Welle neuer Kriege resignativ als Beweis für die vermeintlich unzählbare menschliche Gewaltbereitschaft zu interpretieren, sollte man sich doch an die Belege dafür halten, daß in uns durchaus beträchtliche Gegenkräfte zur Überwindung von Feindschaftsverhältnissen bereitliegen. Nur sollten wir endlich viel intensiver als bisher erforschen, unter welchen Bedingungen und wie diese konstruktiven Energien wirksam zur Geltung gebracht werden können.“ (43)

Der *Leser* selbst kommt bei dem psychologisch-analytischen Zugang von Richter, Bauriedl und Rauchfleisch zur „allgegenwärtigen, epidemischen“ Gewalt gleich doppelt ins Spiel. Denn zum einen lenken die Autoren entschieden den Blick auf dessen eigene Anteile, dessen Beitrag zu einem allgemeinen „Klima“ der Gewalt und der Zerstörung. Dies sei schon deshalb nötig, da die *eigene Täterrolle* um so weniger in den Blick komme, je „alltäglicher“ die Gewalt ist (Rauchfleisch nennt als Beispiel die schon gar nicht mehr als solche wahrgenommene tägliche Gewalt im Straßenverkehr, Huber die unter pervertierten Leistungsvorstellungen „verletzte Menschenwürde“ im Sport); in dieser Alltäglichkeit funktionieren die Abwehrmechanismen am effektivsten.

Richter wiederum beklagt in dem ihm eigenen „heiligen Zorn“ und mit dem Hang, politische Aussagen bedenklich zu vereinfachen und zuzuspitzen, die Verdrängung und Abstumpfung, das fatale Defizit an moralischer Sensibilität und Empathie gegenüber einem der Hauptverbrechen der westlichen Zivilisationen, der unbeirrten Fortsetzung eines die Lebensgrundlagen zerstörenden industriellen Wachstums; Bauriedl diagnostiziert ein selbstzerstörerisches „Suchtverhalten“, in dem mit immer neuen technizistischen All-

machtsphantasien auf eine längst ohnmächtig erlebte Umweltvernichtung reagiert werde.

Die Analogie zwischen der kleinen und der großen Welt

Besonders aber mahnen alle Autoren zur *Selbstbeobachtung*, um so die tieferen Ursachen, die Struktur von Gewalt, die Beweggründe der Gewalttäter zu verstehen. Denn auf diesem Weg erschließt sich auch der spezifische Beitrag, den Psychologie und Psychoanalyse für die Diskussion des Phänomens des allgegenwärtigen „Bürgerkriegs“ leisten können: In der Konzentration auf die Ursachen von Gewalt, die im *Bewußtsein* oder in den *unbewußten Phantasien* und Projektionen der Beteiligten liegen.

Auch wenn von den Autoren keinesfalls ein Alleinerklärungsanspruch psychoanalytischer Muster behauptet wird, so betont beispielsweise Bauriedl doch deren zu wirtschaftlichen, politischen oder soziologischen Erklärungsversuchen wichtige *Komplementär-Funktion*: Gerade der Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien – und dies läßt sich ohne weiteres auf die meisten derzeitigen Bürgerkriegsregionen der Welt ausziehen – zeige: Wo unaufgearbeitete Gewalt aus der Geschichte zwischen Völkern oder Volksgruppen in Feindbildern „aufbewahrt“ sei, die jederzeit als Grundlage für einen Kampf um Macht und Besitz bereitstünden, könnten auch gutgemeinte Verträge (auf Dauer) nicht eingehalten werden.

Damit ist zugleich die Möglichkeit des Vergleiches angesprochen, die Frage, ob es sinnvoll ist, sich mit „der“ Gewalt in so unterschiedlichen Bereichen wie der Familie, der Gesellschaft oder politischen Zusammenhängen unter ein und derselben Perspektive auseinanderzusetzen. Durchaus ließen sich in ganz verschiedenen Beziehungen, so die Antwort Bauriedls, prinzipielle Probleme über deren spezifische Gesetzmäßigkeiten hinaus ausmachen. Gelingt es, und dies nachzuweisen ist die eigentliche Intention ihres Buches, Gewalt nicht zuerst als Verhalten einzelner, sondern als Beziehungsstörung, als „Botschaft“ innerhalb von Beziehungen zu begreifen, werden die verschiedenen Konfliktfelder von Gewalt bzw. deren Ursachen vergleichbar.

„Was sich im Mikrokosmos des Schulhofes zwischen Gruppen von Kindern abspielt, ist bis ins Detail hin identisch mit dem, was wir im Makrokosmos eines Landes oder der Weltpolitik vorfinden“, rechtfertigt Rauchfleisch sein Buch zur „Allgegenwart von Gewalt“ (58). Immer wieder seien es die gleichen Gesetzmäßigkeiten, nach denen Menschen über andere Menschen Gewalt ausüben, die gleichen Mechanismen, wie destruktives Verhalten gelernt werde. Ebenso ließen sich immer wieder an der Wurzel der Gewalt die gleichen Ursachen finden, „vor allem vielfältige Verletzungen und Kränkungen, Ohnmachtsgefühle und Angst, die durch besonders rücksichtsloses, brutales Verhalten anderen – Schwächeren – gegenüber verdeckt und abgewehrt werden sollen“ (ebd.).

Unter dieser Prämisse setzen sich die Autoren mit den intra- und interpsychischen Mechanismen und Strukturen auseinander, die für den Ausbruch und die Fortsetzung von Gewalt in den verschiedenen Lebensbereichen verantwortlich sind: der nahezu zwangsläufigen Entstehung von „Feindbildern“ beim einzelnen wie in Kollektiven aus unreflektierter, als übermächtig und diffus empfundener Bedrohung, aus Unsicherheit oder Angst vor Destabilisierung und Identitätsverlust; den „Sündenbockmechanismen“, in denen nicht die eigene Unsicherheit, sondern die Bösartigkeit anderer Menschen als Ursache der Bedrohtheitsgefühle ausgemacht werden; den verhängnisvollen Zyklen, in denen aus Opfern wieder Täter werden.

Die der Gewalt innewohnende Tendenz zur Wiederholung

Als weitere, Gewalt provozierende psychische Mechanismen nennen die Autoren: die Unterscheidung von „guten und bösen Menschen“ zur Stabilisierung psychischer Identität, die immer weiter von denen fortgeschrieben werde, die selbst unter das Verdikt, böse zu *sein*, gefallen sind; die Zerstörung des Gefühls für Recht und Unrecht durch psychische wie körperliche Integritätsverletzung (dies zeigen Rauchfleisch und Bauriedl besonders in der Auseinandersetzung mit sexueller Gewalt gegen Kinder); die lebenslange Reproduktion jener Szenen der Gewalt, der ein Mensch als Kind ausgeliefert war; die prinzipiell in aller Gewalt liegende Tendenz zur Wiederholung; die die Kettenreaktion von Gewalt zusätzlich vorantreibenden Schuldgefühle und Bestrafungsängste (das „sowieso schon soviel auf dem Kerbholz haben“) auf der einen Seite, Erfolgspantasten (Sieg fordert neuen Kampf) auf der anderen Seite; die Zwangsläufigkeit mit der Gewaltbeziehungen eskalieren; und eben auch jene Abwehrstrategien und -mechanismen gegenüber der Wahrnehmung von Gewaltphänomenen, die den einzelnen schützen sollen vor „der Angst vor der emotionalen Erschütterung durch solche Extremformen von Brutalität, vor der eigenen Hilflosigkeit solchen Situationen gegenüber und schließlich – auf einer tiefsten Ebene – auch vor der Angst vor der eigenen Gewalttätigkeit“ (Rauchfleisch, 181).

Der wissenschaftlich umstrittenen Frage, welche Auswirkung die *Gewaltdarstellung in Medien* auf konkretes Gewalthandeln habe – Kultivierung, Sublimation, Suggestion oder Habitualisierung – widmet sich eigens Rauchfleisch. Nach einer detaillierten Analyse der Muster und Typen von Gewalt in Film und Trivilliteratur warnt er, ohne sich ausschließlich einer der von ihm knapp skizzierten Erklärungsweisen anzuschließen, vor einer Banalisierung und mahnt zur ernsthaften Auseinandersetzung (136ff).

Besondere Aufmerksamkeit richten alle vier Autoren auf den in Deutschland wohl brisantesten Brennpunkt täglicher Gewalt, auf die Gewalt gegen Fremde und Ausländer. Auch hier sind eben jene Mechanismen wieder zu entdecken:

Richter beklagt die schon altbekannten deutschen Verdrängungsmechanismen von Schuld, die Unfähigkeit zu trauern und sich zu schämen, nach 1945 ebenso nicht wie nach Solingen und Mölln. Bauriedl zeichnet eine in ihrem Selbstwertgefühl unsichere deutsche Nation im unheilvollen Schwanken zwischen Minderwertigkeit und Überheblichkeit. Auch bei der fremdenfeindlichen Gewalt dienten Feindbilder und der Schrei nach Sündenböcken, um zu dringend benötigter Orientierung zu gelangen, vor allem aber auch um grassierende ökonomische Ängste zu bewältigen.

Indem man Aggressivität wie in den geleisteten Analysen als Reaktion auf eine bestimmte Situation, auf ein „Klima“ verstehe, in der sich ein Mensch unsicher, ängstlich und orientierungslos fühle, so Bauriedl, habe man sich von einem *biologischen* Konzept verabschiedet, in dem der Aggressionstrieb des Menschen befriedigt, gezähmt oder auch sublimiert hätte werden müssen. Das heißt für die Autoren gerade nicht, daß das menschliche Gewaltpotential vernachlässigbar sei. Keineswegs jedoch dürfe, betont dazu Rauchfleisch, das menschliche Aggressionspotential nur negativ bestimmt werden. Entscheidend sei die Frage, unter welchen Bedingungen dieses Potential – dabei definiert er Gewalt als Teilmenge von Aggression – destruktiv werde. Und in einem eigenen Kapitel zur Gewalt in politischer Verfolgung und Diskriminierung resümiert Rauchfleisch: Obwohl der einzelne dies nur ungern wahrhaben wolle, jeder sei unter bestimmten Bedingungen fähig, anderen Menschen schwerstes Leid zuzufügen. Die Konsequenz aus dieser Einsicht: „Wenn wir überhaupt eine Chance haben wollen, das Humane in uns und unserer Welt zu retten, müssen wir mit einem permanenten Gewaltpotential rechnen.“ (234)

Wege aus der Gewalt finden

Wo aber verlaufen nun die „Wege aus der Gewalt“, die – in den Worten Hubers – die Ambivalenz menschlichen Verhaltens aushalten, ohne sie ausschließlich nach der pessimistischen oder der nur optimistischen Seite hin aufzulösen? Unisono wenden sich die Autoren zunächst vehement gegen die Fixierung auf die Frage der Machbarkeit gleich in welchem gesellschaftlichen oder politischen Bereich auch immer, gegen die Konzentration auf Symptome nach dem Motto: Was macht man mit Gewalttätern?

Wege aus der Gewalt sehen die Autoren dort offen, wo die benannten Mechanismen – gleich in welcher Dimension von Beziehung – *unterbrochen* werden: Dort, wo ein „aufgeklärtes Verständnis von Gewalt“ ermöglicht, gegen die menschlich nur zu verständlichen Abwehrmechanismen die Sensibilität, Trauer und „Scham“ zu setzen, die „allgegenwärtige“ Gewalt überhaupt erst wahrnehmbar macht. Nur so könne der „Leidensdruck“ entstehen, der der notwendige Impuls zur Veränderung der Beziehungsverhältnisse ist. Individuelle wie kollektive „Feindbilder“, im Sinne von „Feindbildbeziehungen“ (Bauriedl) ließen sich nur abbauen, wenn die da-

hinterliegenden Ängste und instabilen Identitäten, die verdrängten Schuldgefühle und Konflikte offensiv angegangen würden, wenn vor allem die Sprachlosigkeit, die für diese „Feindbildbeziehungen“ charakteristisch sei, durchbrochen werde.

Rauchfleisch und Bauriedl nehmen mögliche Kritik schon vorweg: Solche Perspektiven müßten als utopisch erscheinen, seien jedoch trotzdem wichtig. Vermiedene, nicht ausgetragene Konflikte führten zum „Krieg“. „Wenn diese innere Logik der Entstehung von Gewaltbeziehungen allgemein bekannt und vielleicht auch beachtet werden würde, wären wir glücklicher und sicherer in allen unseren Beziehungen“ (Bauriedl, 144).

Seine Reflexion über „Macht und Gewalt“ als Kategorien politischer Kultur schließt dagegen Huber mit der Erkenntnis: Dem Dilemma der Gewalt sei nicht zu entgehen. Einerseits lasse sich Gewalt im äußersten Fall nur durch Gegengewalt beenden; andererseits bildeten Gewalt und Gegengewalt eben einen Teufelskreis sich verstärkender Verstrickung. Anstatt jedoch in eine ethische Position zu verfallen, die nur eine dieser beiden Einsichten absolut setze, könne lediglich versucht werden, Gewalt durch Erziehung zu gewaltfreiem Handeln und durch die Herrschaft des Rechtes zu bändigen. Diese *Minimierung von Gewalt*, die sich heute keinesfalls auf die Beziehung von Personen be-

schränken dürfe, sondern die Gewalt gegen die Natur immer schon einzubeziehen habe, sei eine der vorrangigen Aufgaben der Gegenwart.

Die Perspektive, unter der sich die hier behandelten Autoren, vor allem Richter, Bauriedl und Rauchfleisch, mit dem Phänomen der Gewalt in den verschiedensten Lebensbereichen auseinandersetzen, läßt zwangsläufig viele Fragen unberührt oder offen. Der Verweis auf gestörte Beziehungen und die Hoffnung auf überwundene Sprachlosigkeit scheint gerade angesichts der Geschehnisse in Jugoslawien oder der auch ein Jahr nach Mölln erschreckend hohen Zahl der Gewalttaten gegen Fremde in Deutschland eher dazu angetan, ein Gefühl der Ohnmacht zu verstärken. Was nützt das Verstehen der Ursachen den Opfern der so vielfältigen Gewalt? Aber gerade gegenüber den aus dem Gefühl der Ohnmacht gesuchten „schnellen Lösungen“ bilden die Überlegungen der besprochenen Bücher ein kritisches Fragepotential: mit dem Verweis auf die Tatsache, daß Gewalt prinzipiell die Tendenz innewohne, sich weiter fortzusetzen, daß mit Gewalt die Kettenreaktion von Gewalt nicht unterbrochen werden kann. Die stete Wiederholung der keineswegs neuen Erkenntnis, diesem Dilemma sei letztlich nicht zu entgehen, schafft vielleicht erst den Freiraum für das Bedenken der kleinen, aber dann auch wirkungsvollen Schritte in allen Brennpunkten der Gewalt.

Alexander Foitzik

Kein Monopol, aber tonangebend

Katholische Aktion und katholisches Verbandswesen in Österreich

Anders als in der Bundesrepublik organisierte sich in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg der Verbandskatholizismus nach dem Modell der Katholischen Aktion. Allerdings war dieses Organisationsmodell nie konkurrenzlos, strukturelle Krisen blieben der Katholischen Aktion nicht erspart. Mit dem folgenden Beitrag über das katholische Verbandswesen in Österreich setzen wir unsere Serie über den Verbandskatholizismus im Umbruch fort, die mit einem Beitrag über die Schweiz (vgl. HK, Juli 1993, 355 ff.) begann. Beiträge über die katholischen Verbände in Deutschland werden folgen.

Das katholische Vereins- und Organisationsleben in Österreich unterscheidet sich auffallend von jenem in Deutschland und in der Schweiz. Dieser Unterschied geht auch heute noch auf die nationalsozialistische Ära zwischen 1938 und 1945 zurück, in der alle katholischen Vereine und Organisationen in der sogenannten „Ostmark“ aufgelöst und verboten waren. Die Kirche sah sich über Nacht ihrer organisatorischen Hilfsmittel beraubt und auf ihre ureigenen Strukturen, vor allem auf die Pfarren, zurückgeworfen.

Nach Kriegsende wurde das durch die Erfahrungen in der NS-Zeit zum Teil romantisch verklärte *Pfarrprinzip* in Österreich zum nachhaltigsten Widerpart des traditionellen

katholischen Vereinswesens. Plastisch schildert Markus Lehner in seinem 1992 im Tiroler Kulturverlag Thaur herausgegebenen interessanten Buch „Vom Bollwerk zur Brücke“ diesen Gegensatz so: „Die Pfarrfamilie als Darstellung des organischen Wesens der Kirche wird nach 1945 von innen heraus immer mehr Bedürfnis. Daher kommt es in dieser Zeit zur Wende vom isolierten, individualistischen Christsein und vom Vereinspartikularismus zum bewußten Stehen in der plebs sancta.“

Diese Geisteshaltung, die vermutlich auch bis auf den in Österreich tief verwurzelten Josephinismus mit seiner starken Betonung des Pfarrprinzips zurückgehen dürfte, hat in